

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 315.

Donnerstag, 17. November

1932.



Vin Brautkronen

Ein Roman von Else Sparwasser.

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Erbhofbauer warf sich plötzlich wie ein Rasender in den Kissen und leuchtete: „Den Notar . . . erbarmt euch . . . den Notar . . .“

Die Klageweiber schwiegen erschrocken. Die Nachbarn sahen sich ratlos in die Augen. Die Bäurin lehnte am Schrank und rührte sich nicht.

Herr Johannes Durlacher beugte sich über das Bett: „Wenn der Herr Notar durchaus nicht kommt, will ich deinen letzten Willen aufnehmen, Bauer! Damit du die Last los wirst!“

Dann sah er verwundert zu der Bäurin hinüber: Warum lief sie nicht rasch nach Tinte und Feder? Sah sie denn nicht, was hier die Glocke geschlagen hatte?

Sie rührte sich nicht von dem Schrank hinweg und sagte mit spröder Stimme: „Mache Sie sich nit die Müh', Hochwürden! Der Notar hat herausgabe lasse, er kam auf Mittag. Er muß jeden Augenblick da sein!“

Der Bauer fiel in die Kissen zurück. Der Pfarrer sah ratlos auf ihn nieder. Wie Steinbilder standen die Menschen mit gefalteten Händen im Raum umher. Es roch nach welkenden Blumen und Medikamenten. Von den Kerzen tröpfelte eifrig das flüssige Wachs auf die silbernen Leuchter. Die Klageweiber fanden ihre Stimmen wieder:

„Heiliger Stephanus

Heiliger Laurentius

Heiliger Vincentius . . .“

Rastlos . . . rastlos griffen die blauweißen Knochenhände das Bettzeug. Köchelnd stieß seine eingesunkene Brust den kurzen Atem aus. Die Bäurin lag auf der Dauer: Starb er nun endlich? Gings endlich . . . endlich auf den letzten Schnaufser? Diese Spannung war nicht mehr zu ertragen! Sie schlug mit kalten Fingern das Gebetbuch aus und plärrte gedankenlos vor sich hin:

„Heiliger Simeon

Heiliger Gregorius . . .“

Da riß der Kantor die Türe auf, schweißtriefend und atemlos, und leuchtete: „Ich hab in die Kanzlei telephoniert, Hochwürden. Der Notar hat garnicht gewußt, daß der Bauer krank ist!“

Das Gebetbuch der Bäurin fiel klatschend zur Erde. Johannes Durlacher packte den Kantor erregt bei den Schultern:

„Nichts gewußt hat er . . . nichts gewußt? Ja

aber . . . wie ist denn . . . wie ist denn um Gottes Willen so etwas möglich!“

Da schlug der Sterbende die Augen auf. Sein Blick hing bohrend und drohend an dem fahlen Gesicht der Bäurin. Mit beschützender Gebärde zog er das Kind an sich heran.

Der Kantor fuhr sich mit allen zehn Fingern durch das verschwitzte Haar: „Er sitzt schon im Auto! In einer halben Stunde is er da. Noch ein bißel mußt halt noch warten, Erbhofbauer!“

Hochwürden stand straff und ernst vor der Bäurin: „Ihr habt doch selbst den Notar bestellt?“

Sie sah mit stehenden Augen in sein strenges Gesicht: „Gott weiß, Hochwürden, was das Frauenzimmer in der Kanzlei am Telephon verstande hat . . .“

Damit ging sie mit rauschenden Röcken hinaus.

Sie stampfte in ihren schweren Schuhen an den verblichsten Klageweibern vorbei, öffnete an der steilen Wendeltreppe die Schlafkammer der Kinder und schob den schweren Riegel hinter sich zu. Dann öffnete sie den Mund zu einem dumpfen, tierischen Schrei. Sie konnte nicht mehr! Sie verlor den Verstand. Sie riß den Halsstragen auf und kreiste wie ein gefangenes Tier im Raum umher. Dann stand sie lange und stierte mit blödem Blick auf ihren neuen Trauerstaat, der auf dem Bett ausgebreitet lag . . . den faltenreichen Niederrock aus schwarzem, stumpfem Damast, die Schürze mit den breiten Florbändern und dem Bruststück aus schwerer Seide. Und plötzlich befiel sie eine Schwäche, daß sie sich setzen mußte. Sie drückte den heißen Kopf in die Hände und dachte:

„Fünftausend Taler!“

Drei Nächte hatte sie drum gerungen, gewacht und gebetet, und den Bauer nicht aus den Augen gelassen. Und nun war das Geld in letzter Stunde verloren . . . das Geld, für das er damals seinen Hof verkaufte, um mit ihr auf dem Erbhof Hochzeit zu machen.

Fünftausend Taler! Dafür kaufte man fünf Tagewerk Wald und zehn Tagewerk Wiesenland, und den Acker von der Kirche bis zur Mühle hinunter . . .

Ihre kalten, feuchten Finger zerrten an die Perlen des Rosenkranzes: „Heilige Mutter Gottes, erhöre mich! Laß ihn sterben, eh der Notar kommt . . . Heilige Mutter Gottes! Fünftausend Taler!“

Und plötzlich läutete die Sterbeglocke. Die Bäurin trat ans Fenster und schaute über das sonnensimmernde

offenen Turmfenster wiegte sich die wimmernde Glocke im Gestühl und rief und rief . . . rief die Seele des Erbhofbauern, der mit keiner Gewalt sterben wollte. Die Bäurin schlug ein Kreuz über der Brust. Sie hatte für das Heimläuten einen tüchtigen Bagen bezahlt und wollte keine Kosten scheuen, dem Bauern eine schöne Leiche zu richten. Für die Knechte lagen schwarze Hosen bereit und neue Westen dazu, für die Mägde Schürzen und Kopftücher. Im Backhaus duftete Tranenbrot für das halbe Dorf, und im Schlachthaus hing der dreijährige Ochse bereit zum Leichenmahl. Das alles sollte keine Richtigkeit haben. Denn sie hatte ihn einmal gern gehabt, den Erbhofbauern, den Ragerer Franz. Das wollte sie ihm nun beweisen.

Aber dafür mußte er jetzt sterben . . . sterben . . . ehe der Notar eintraf . . . ehe das Geld dem Erbhof verloren ging . . . das sündhaft viele Geld . . .

Das Heimläuten war verstummt. Die klapperige Turmuhr schnarrte die fünfte Nachmittagsstunde.

Die Stunde, in der der Bauer täglich seine Arznei zu nehmen hatte!

Da fiel eine Lockung des Teufels in das Gehirn der Bäurin. Sie wußte es nicht, daß sie noch immer am Fenster stand und blindlos über das sonnenklimmernde Bielental starrte. Ihr Gesicht war leichenfahl, doch ihr Herz blieb in steinerner Ruhe. Sie schloß das Fenster, warf einen scheuen Blick auf die verriegelte Türe und nahm die Arzneiflasche vom Wandbrett. Dann öffnete sie einen kleinen Wandschrank und entnahm ihm die Schachtel mit Arsenik. Vorsichtig mischte sie das weiße Pulver in die gelbe Flüssigkeit der Flasche. Sie schüttelte tüchtig die Mischung, um den Bodensatz zu vertreiben. Da brüllte draußen vor dem Tor ein Suspensignal auf. In den Hof herein rollte langsam, mit knirschenden Rädern, der weißbestäubte Wagen des Notars.

Das Spiel war verloren.

Die Bäurin saß erstarrt in der Kammer und hielt die Arzneiflasche in der verkrampften Hand.

Auf dem Sterbebett drüben schrieb der Erbhofbauer seinen Namen und fiel mit einem Blutsturz tot in die Kissen zurück.

Die scheue, blasse Christel, das uneheliche Kind des Erbhofbauern, das er geliebt hatte wie ein Narr, war Erbin der fünftausend Taler.

Die Bäurin ging im Haus herum wie im Starrkrampf. Sie hielt den Uhrpendel an und deckte den Spiegel zu. Sie rückte den Mehltrug von der Stelle und verhängte den Vogelkäfig. Ihre Gedanken umklammernten dabei nur einen Begriff, nur eine Zahl: Fünftausend . . . fünftausend . . . fünftausend . . .

Siekehrte die Stühle um und verstellte die Blumentöpfe auf dem Fensterbrett. Sie zog die Federbetten von der Leiche hinweg und dachte:

„Fünf Tagewert Wald und zehn Tagewert Wiesland, und den Acker von der Kirche bis zur Mühle hinter . . .“

Sie kippte das Wasser aus den Bütteln kreuzweise über die Türschwelle, stieg zum Boden hinauf und lockerte einen Dachziegel. Die Klageweiber plärzten. Im Hof drängte sich Kopf bei Kopf ganz Heiligentkreuz. Vom Kirchturm läuteten die Totenglocken.

Die Erbhofbäuerin ging schwer und breit in ihrem neuen Trauerstaat über den Hof und an der Scheune vorbei zur Stallung. Sie ging von Krippe zu Krippe, von Stand zu Stand, klopfte hart und herrisch an die Balken und sprach: „Der Herr ist tot!“

Die Kühe wendeten sich ihr zu mit sanften, verwunderten Augen. Der Reitschimmel des Bauern wieherte leise. Das Hühnervolk platterte erschreckt. Die Bäuerin ging im Obstgarten von Baum zu Baum und klopfte an die Rinde: „Der Herr ist tot . . . , der Herr ist tot . . .“

umschlang die Körbe mit schwarzem Flor . . . an ihrem Hochzeitstag waren sie mit rotem Tuch behängt . . . daran wollte die Frau jetzt nicht denken. Sie hestete den Flor fest mit ihren breiten, braunen Händen und rief in die Körbe hinein: „Der Herr ist tot . . . der Herr ist tot . . .“

So ergriff sie wieder Besitz von dem Erbhof und aller Kreatur darauf. So wurde sie wieder Alleinherrscherin über den großen Reichtum, den sie vor sechs Jahren in blinder Verliebtheit ihrem Hochzeiter entgegengetragen. In ihrem engen, dumpfen Gehirn aber bohrte und brannte immer schmerzhafter der eine Begriff: „Fünftausend . . . Fünftausend . . . Fünftausend . . .“

Die Dämmerung sank. Der Bauer lag zwischen Kerzen und Blumen aufgebahrt in der großen Diele. Die Mägde gingen scheu und furchtsam an ihm vorüber. Die Knechte waren bei der Fütterung still und in sich getehrt. In der Kammer schliefen endlich die verstörten Kinder.

Im Gemüsegarten am Ziehbrunnen stand die Bäuerin und stierte in die dunkle Wassertiefe. In den Abgründen ihrer Seele wuchs, aus krankhafter Geldgier geboren, der Wille zum Verbrechen.

Vor zwei Stunden hatte man den Sarg aus der Diele fortgetragen. Ganz Heiligentkreuz mit Kind und Kegel war auf dem Kirchhof gewesen. Nun stand die Erbhofbäuerin in ihrem neuen, faltenreichen Trauerstaat unter der Türe und nahm die unbeholfenen Tröstungen der Trauergäste entgegen:

„Züg dich halt, Bäuerin!“

„Tröst dich Gott! So kommt man wieder zusammen!“

„Wer hätte das gedacht! Letzte Kirchweih hat er noch getanzt . . .“

Sie gab einem jeden ihre grobe, harte Hand und jagte: „Es war Gottes Wille!“ Ihr Gesicht war dabei wie ein verschlossenes Buch. Ihre kalten Augen gingen geistesabwesend über die Trauergäste hinweg. Hinter ihrer dumpfen Stirne brütete der Wille zum Verbrechen.

In der Diele hing noch der schwere Duft der Totenblumen. Auf der langen, weißgedeckten Tafel knisternten geweihte Kerzen. Das silberne Kreuzifix war mit schwarzem Flor behängt. Der hochwürdige Herr Johannes Durlacher stand davor und senkte das strenge Gesicht auf die weißen Hände zu kurzem Gebet. Dann saßen sie alle steif und feierlich auf ihren Plätzen. Die Mägde trugen die Schüsseln auf und schleppten die Kannen mit Gerstendier herein. Sie trugen dabei die neuen, schwarzen Schürzen und Brusttücher und hatten rotgeweinete Augen. Die Bäuerin betrachtete stumpf die verheulten Gesichter. Sie hatte keine Träne geweint . . . keine einzige Träne! Fünftausend Taler waren wie ein glühender Meteor ihr aufs Herz gefallen und hatten jeden Trennungsschmerz in ihr verbrannt . . . fünftausend harte Taler!

Es roch in dem großen, getäfelten Raum nach Kuchen und frischem Kaffee. Die Trauergäste saßen still vor ihren Tassen. In der Nähe des hochwürdigen Herrn der Kantor, die Leichenträger und Ministranten, dann die Bauern mit dem Streifen Flor am Kirchenrock und die Bäuerinnen im schwarzseidenen Brusttuch über dem Mieder aus schwarzem Damast. Sie saßen mit ernsten, gesammelten Gesichtern und kauten versonnen an dem schweren Butterteig des Tranenbrotes, bis der Mesner im schwarzen Rock und hohem Hut von seinem Stuhl aufstand und die Leichenrede begann:

„Hochansehnliche Nachbarn und Freunde! Ich hätte etwas zu reden von unserem Erbhofbauern, dem hochseligen Ragerer Franz, den Gott im fünfunddreißigsten Jahr seines Lebens in die Ewigkeit abberufen hat. Wir wollen Gott danken, daß er dem Verstorbenen noch soviel Zeit ließ, die Sakramente zu empfangen und sein Haus zu bestellen . . .“
(Fortsetzung folgt.)

Der Rogue-Elefant.

Von John George Hagendra.

Heiß und sengend lag die Sonne auf der Pflanzung. Vom nahen Urwald zog der Geruch moderner Sträucher durch die Luft. Tiefe Stille herrschte. Alle Tiere hatten sich vor der unbarmherzigen Sonne verrochen.

Viele Monate lang hatte der Besitzer der Bananenpflanzung mit der Fähigkeit der Eingeborenen hart gearbeitet und die dicken Dolden versprochen eine gute Ernte. Nun hatte ihn die Mittags- hitze überwältigt — er schlief ein. Noch im Hinüberdämmern rechnete er sich den Verdienst der zu erwartenden Ernte aus. Gestern hatte der reiche Fruchthändler aus Colombo versprochen, ihm die ganze Ernte abzukaufen. Viel Arbeit würde er auch nicht haben, sollte doch der große Lastkraftwagen des Händlers die ganzen Früchte abholen und er sein Geld sofort bekommen. Selig lächelte er im Schlaf und vermeinte schon das Surren der Motoren zu hören.

Doch was war das? — War es das Signal des Chauffeurs? — Schlaftrunken richtete er sich auf; hatte er nur geträumt oder war wirklich schon der Wagen da? — Wieder hörte er den Ton — doch wie eigenartig — diesmal klang es wie durchdringendes Trompeten! Er wurde blaß. Sollte der Rogue-Elefant, der schon Tage hindurch die Insel beunruhigte, auch in seine Gegend gekommen sein? Der Rogue-Elefant, der Irrsinnige, von der Herde Ausgestoßene, der Alles Zerstörende? —

Da hörte er es auch schon brechen, splintern und schnaufen! Hastig sprang er auf. Grau im Gesicht vor Angst griff er zu seiner vorhin schlüssigen Flinte, am ganzen Körper zitternd lud er sie und schickte ein Stoßgebet zu seinem Gotte Buddha. Vielleicht hatte Buddha ein Einsehen und könnte den Wüterich verschonen. Töten wollte er ihn nicht, nur erschrecken! Buddha mußte ihm helfen! Schnell sprang er zur Tür, schoß in seiner Angst blindlings los. Rollend halbierte der Schuß vom nahen Urwald zurück; doch schon hatte sich der Elefant auf seinen Gegner gestürzt. Wie ein Tornado jagte er heran und ehe überhaupt der Singhalese begriffen hatte, was vor sich ging, fühlte er sich schon gepackt, zur Erde geworfen und wurde zu einer unkenntlichen Masse zertrampelt. Mit mächtigem Trompeten machte er sich daran, die einfache Lehmhütte des Eingeborenen zu zerstören. Als er nur noch einen wüsten Trümmerhaufen vor sich sah, drehte er sich um, ergriff in seiner blinden Wut hier und dort noch eine der nicht niedergetretenen Bananenstauden, schleuderte sie in hohem Bogen fort und stürmte in den Urwald zurück.

Dann herrschte wieder tiefe Stille.

Aber allem brütete die Sonne.

Langsam wellten die zersetzten Stauden. Schwärme von Fliegen bemächtigten sich des Toten. Buddha hatte es so gewollt. Wieder hegte der Elefant ruhelos durch den Urwald.

Die Regierung hatte eine Prämie für die Erschießung des Elefanten ausgesetzt. Die besten Jäger jagten durchs Land, doch keinem sollte es gelingen, ihn zu vernichten.

Wie ein Sturmwind jagte der Elefant von Urwald zu Urwald, brach in die Pflanzungen ein, zerstörte Häuser, erschlug Eingeborene und raste wie eine Geißel Gottes durch das Land.

Ein kleiner Fordwagen furrte über die schon in tiefem Schatten liegende Urwaldstraße. Emsig kletterte der kleine Wagen den serpentinartigen Weg empor. Am Steuer saß stolz ein Eingeborener mit einem schneeweißen Tropenhelm. Hinter ihm zwei reiche Mohammedaner. Alle waren erfreut über die kühle Luft. Tief unten schäumte ein Gebirgsbach; mächtige Finglinge, wie von Riesen Händen hingeschleudert, lagen im Bette des Baches.

„Tut — tut — tut“ — der Wagen kam an eine unübersehbare Stelle. Als er die Biegung erreichte, zog der Chauffeur auch schon die Bremsen. Im fahlen Licht der schnellen Dämmerung stand plötzlich ein riesiger Elefant, wie ein grauer Felsen, auf dem Weg. Wild schlug er mit den Ohren und trompetete, daß sich das Echo hundertfach an den Bergen brach. Der Chauffeur und seine Mitfahrer hatten gerade noch so viel Zeit, aus dem Wagen zu springen, an einem steilen Felsen emporzuklettern und sich so in Sicherheit zu bringen, als auch schon im nächsten Augenblick der rasende Elefant mit aller Macht gegen das Auto raste und es mit einem mächtigen Stoß den Abgrund hinunterwarf, wo es trachend und splitternd, vollständig zerstört, liegen blieb.

Mit blutunterlaufenen Augen starrte er auf den Felsen, an dem sich die drei Flüchtlinge festgekammert hielten. Erst schien es, als wollte er sie belagern, dann aber drehte er sich langsam um und trollte seines Wegs. Erst nach Stunden, als schon die Berge in tiefer Finsternis lagen, wagten es die drei Leute, im Scheine des eben aufgehenden Mondes nach dem nahen Dorfe zu gehen. Vorsichtig, Schritt für Schritt, immer auf der Hut, erreichten sie schließlich das Dorf. Doch der Elefant war schon meilenweit fort.

Die Menschen waren seine furchtbarsten Feinde, er haßte sie, er wollte sie vernichten und auch ihre Werke sollten nicht bestehen!

Ruhelos jagte er durchs Land! —

In einem kleinen Marktleden, von spärlichen Pflanzungen

umgeben, die dem unerbittlichen Urwald abgetrieben waren, entließ eben der singhalesische Schulmeister seine kleinen Schüler. Bolter Stolz zogen sie, ihre Schulhefte unterm Arm, nach Hause. Nur der kleine Siathu, dessen Eltern eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt ihre Hütte und ihren Kolosnussgarten hatten, ging, nachdem er seine kleinen Kameraden verlassen hatte, die einsame Urwaldstraße entlang. Heute war er besonders stolz, hatte er doch die Anfangsgründe des Rechnens gelernt. Hei, wird das eine Freude sein, wenn er jetzt seinem Vater beim Zählen der Kolosnüsse helfen kann! Mit sichtlich stolzer Miene zog er die Urwaldstraße entlang. Heute schien ihm die Sonne gar nicht so heiß wie sonst. Hei, wird das eine Freude sein, und die gute Mutter wird ihm ein Stück Zuder extra schenken, wenn sie erfährt, wie tüchtig ihr Junge rechnen kann! — Was ist denn das? — Ein riesiges Ungeheuer stürzte sich auf den Jungen, dem der Schreck die Glieder lähmte. Mit weitauferissenem Mäulchen, grauweiß vor Angst, die Händchen zur Abwehr vorgestreckt, steht er da. Das kleine Heft und das Rechenbuch liegen im Straßenstaub. Mit hoch emporgehobenem Rüssel raft der Elefant auf den kleinen Buben zu. Hell und ohrenzerreißend klingt das wütende Trompeten des Elefanten durch den Urwald.

Erschreckt schnattern angstvoll einige Affen und jagen in wilder Hast bis in die Gipfel der Bäume.

Der hoch emporgehobene Rüssel fällt plötzlich wie ein schlaffgewordenes Seil herunter. Der Elefant ruht, hält in seiner rasenden Angriffs- wut inne, brüllt schmerzhaft auf, bleibt stehen. Die eben noch blutunterlaufenen Augen sind angstvoll geweitet, er starrt den Jungen an, der langsam wieder zur Besinnung kommt und schreiend fortläuft, flücht wild mit seinen Ohren, will vorwärtsgehen, bleibt aber doch stehen; der Rüssel baumelt wie ein leerer Gummischlauch.

Noch einmal brüllt er wild auf, aber der Rüssel bewegt sich nicht. Er ist gelähmt.

Buddha hat seinen kleinen Siathu geschätzt. Er wird seines Vaters Kolosnüsse zählen und seine Mutter wird ihm sein wohlverdientes Stück Zuder geben.

Der Rogue-Elefant aber war gestraft! Einsam zog er durch den Wald. Langsam, fast schleppend, denn schon Tage hindurch hatte er nichts gefressen. Aber das war nicht so schlimm, wenn nur der Durst ihn nicht so wahnsinnig gequält hätte! Aber wie trinken? Ein paarmal war es ihm gelungen, in einem kleinen Fluß zu trinken, indem er sich niederlegte und das Wasser mit dem Maule auffog. Dann aber hatte der Hunger ihn wieder fortgetrieben. Und jetzt war er im Urwald. Der Durst peinigte ihn furchtbar. Die Fliegen marterten ihn und setzten sich in seine Augen. Er konnte sie nicht verjagen. Mühsam schleppte er sich weiter. Unerträglich war der Durst!

Da endlich blinkte Wasser! Eine kleine Lichtung im Urwald! Versteckt hinter dichten Lianen und hohen Farrenkräutern träumte friedlich ein kleiner See.

Der halbverdurstete Elefant sah nur noch Wasser. Er verzagte alle Vorsicht und mit seiner letzten Kraft stürzte er auf den See zu. Er achtete nicht auf den dumpfen Ton, den sein schnelles Vorwärtstampfen hervorrief. Kleine, fast unsichtbare Gerinnsel zogen sich in seinen Fußstapfen zu kleinen Pfützen zusammen. Nur Wasser sah er! Nichts weiter! Plötzlich brach er, mit beiden Vorderfüßen zu gleicher Zeit, bis an den Leib in den arggebenden Morast. Noch einmal veruchte er sich aufzuraffen, doch vergeblich. Immer tiefer und tiefer sank er; die Augen, vor Schreden geweitet, sahen noch Wasser — und schon schlug quatschend und brodelnd der stinkige Morast über seinem Kopfe zusammen. —

Er hatte getötet, grausam alles zerstört, was Menschenfleisch geschaffen! Und grausam war sein Tod!

Die Herrennatur.

Erzählung von D. Rehnar.

Die fadenscheinige Eleganz der Kleidung beraubte ihn nicht so sehr der Zuneigung seiner Umwelt wie die anspruchsvollen Forderungen, die er an sie stellte. Man hätte gern seinen geflügelten Worten „Das verstehen Sie nicht“ und „Der Starke wahrte seine Belange selbst“ lediglich als Großsprechererei abgetan, wenn er nicht so überzeugend danach gelehrt hätte. Schullad war sein Name — man höre, wie er es trieb!

Daß die Straßenbahn an der Haltestelle überfüllt war, erregte bei ihm keinerlei Bedenken. Er drückte zwei Frauen zur Seite, trat dem Schaffner fest auf den Fuß. Mit belehrendem, mißbilligendem „Verzeihung“ schaffte er sich Platz und erludete dringend das Fahrpersonal, mit dem Schall „Befehl“ der unverantwortlichen Überfüllung des Wagens vorzubeugen.

Die Lürklinke einer besetzten Telephonzelle wurde unter Schullads Händen zu einem leichten Maschinengewehr. Dem Menschen an der Strippe fuhr die Lärmsalve ins Gesicht, zerriß die Gedankenfäden, lähmte den Redefluß. Wütend

stürzte der also Geputzte hinaus, den Niesel zu stellen, der im gleichen Augenblick die Tür hinter sich schloß — für eine halbe Stunde.

Beim Friseur trat Schullack hastig ein, legte einem alten Herrn liebenswürdig die Hand auf die Schulter und sagte drohend: „Sie haben gewiß Zeit — ich aber muß zu einer wichtigen Konferenz!“ ... Während der Überfallene stotternd nach Worten suchte, wurde Schullack bereits eingeseift.

Wehe der Gaststätte, die er mit seinem Besuch beehrte! An ihm war nichts zu verdienen. In der halbgeleerten Weinflasche fand er plötzlich Korkatome, im Rest des Beefsteaks die Gebeine einer Fliege. Mit erregtem Hämmern des Messerrückens setzte er zu ungeheurem Skandal an. Kellner rangen beschwichtigend die Hände — der Geschäftsführer flüstert lärmbeschwörend. Je nach Appetit und Kassenlage entfernt sich Schullack unter Protest — ohne zu bezahlen versteht sich —, oder er ließ sich überreden, eine neue Platte abzuwarten ...

Wer das Leben kennt, wird ermessen, welsch' unzählige Gelegenheiten es Schullack bot, sich durchzusetzen. Kurz — ich könnte es eines Tages nicht mehr mit ansehen und gestand ihm schüchtern, daß ich auf Freierversüßen ginge. Eine kluge, feelebende Frau mit beträchtlichem Vermögen und gutgehendem Laden hätte sich in mein Herz geschlichen: Rosa, verwitwete Grambusch. Im Geschäftsviertel sei ihre Offenherzigkeit ebenso sprichwörtlich wie ihr Wunsch, sich diesmal nur einer Herrennatur zu schenken. Ob er nicht auch glaube, daß ich der rechte Mann wäre? Schullack sah mich verächtlich an, schüttelte den Kopf und erbat sich die Anschrift. Er sagte: „Das verstehen Sie nicht“ ging hin — und sie heiratete ihn.

Ich konnte kein Mitleid aufbringen, auch mein Gewissen sprach nicht frei. Die Welt war dieses Schullacks ledig.

Wer will, kann noch jederzeit von Rosa erfahren, was man von ihm zu halten hat. Er wird nicht der letzte sein, der einer Grambusch nicht gewachsen ist.

Aglaja.

Von Roderich Freiherr von Ompteda.

„Mein Freund, kommen Sie, besuchen Sie mich, scheuen Sie nicht die kleine Mühe!“

Auch jetzt ist es schön auf dem Lande, jetzt im farbigen Herbst. Nehmen Sie den Einuhr-Zug. Nach halbstündiger Fahrt sind Sie am Ziel, mitten in köstlicher Einsamkeit.

Ich hole Sie ab und wir schreiten dahin. Wandern. Dürfen aber im Austausch unserer Gedanken und Gefühle nicht den Zauber dieses lieblichen Landes übersehen.

Das Tal mit dem glühenden Flügeln ist voller Anmut. Reusch und schüchtern sucht es seine Reize zu verbergen. Verborgener Reiz, nicht wahr, lockt zu neugieriger Entfaltung?

Ich zeige Ihnen sanft ansteigende Hügel, die die Landschaft eingittern und mildgolden erstrahlen. Sehen Sie die Krähen in schwerem Steigflug mit trägem Flügelschlag? Ich führe Sie zur Dorfkirche, diesem Kronzeugen vieler Jahrhunderte, reich an Wissen der Begebenheiten und doch voll würdigen, unnahbaren Schweigens.

Ich öffne die Pforte meines Gartens. Beschleunigten Schrittes erreichen wir das Haus, betreten den geräumigen Vorraum.

Sehen Sie den Spiegel auf dem Gange, zierlich und doch von starker Art? Ich liebe ihn. Ich liebe seine würdige Außerlichkeit, einfach und doch voll stolzer Erinnerung. Ich liebe dieses Andenken, das meine Färtlichkeiten stumm hin-nimmt. Und hier dieser Schrank! Versuchen Sie ihn zu heben. Es wird Ihnen kaum gelingen. Er ist ein sehr schwerfälliger Herr und sehr bequem. Nur ungern verläßt er seinen Platz. Er pocht auf das Vorrecht des Alters. Spricht nie über Erlebnisse und Erfahrungen. Denn er ist sehr einfüßig. Ein ergrauter, aufrechter Geselle. Ich ehre ihn, wie man das Alter ehren muß. Und dieser Tisch da! Ein starker Rücken. Ungeheure Füße und die Beine stämmig und trotzig. Er trägt noch jegliche Last in wohligen Behagen. Ein freudiger Diener. Ich achte ihn.

Nicht wahr, mein Freund, Sie bereuen nicht diese kurze Fahrt, die geringen Mühen? — Sie lächeln. Ich danke Ihnen! — Und jetzt, kommen Sie, zu Aglaja, zur hübsch-schwärmenden Gefährtin, zur lieblichsten, himmlischsten Schönheit — nie haben Sie ähnliches! Im Traume entdeckte ich sie. Nun steht Aglaja in Wirklichkeit vor Ihnen! — Aber was ist Ihnen? Sie erbleichen, wenden sich ab, wahren Sie, künden Sie doch ein Wort! —

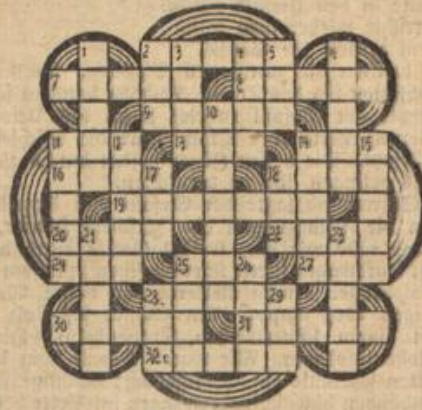
„Sie haben mein Herz gerührt. Immer sehnte es sich

nach dem Frieden der Landschaft, träumte von der Liebe eines Glücklichen. Jetzt soll es die Wirklichkeit kosten. Soll die reizende Aglaja wiederschehen, die es in Schmerzen verlor. Da schlägt es furchtgepeinig, unfähig der Vergangenheit zu begegnen. Verzeihen Sie dem Schwachen. Der den Augenblick ersehnt, stark und bereit zu nahen, wenn auch als Säumiger.“

Welt u. Wissen

Der Schlafrhythmus des Menschen. An der Universität Pittsburg hat man vor einigen Wochen interessante Versuche darüber angestellt, wie oft der Mensch während des Schlafes seine Körperlage wechselt. Man hat gefunden, daß bei einer Nachtruhe von acht Stunden ein Wechsel erfolge, der 20- bis 45mal vorgenommen wird. Es gibt bestimmte Körperlagen, die im Schlaf schon nach einigen Minuten geändert werden. Nach den Beobachtungen erscheint es fast ausgeschlossen, daß ein gesunder Mensch im Schlaf länger als eine Stunde in der gleichen Stellung verbleibt. Merkwürdig ist es, daß der Mensch selbst in einem sehr bequemen Bett nicht etwa in gestreckter, sondern in gekrümmter Lage schläft. Es tritt also — wie Dr. Hoffmann in der „Leipziger Illustrierten“ ausführt — keine vollständige Entspannung ein. Durch häufiges Wechseln der Lage muß also ein Ausgleich geschaffen werden. Gewisse Muskeln, die zunächst in Anspruch genommen werden, müssen später eine Entlastung erfahren. Nur wenn ein stark wirkendes Schlafmittel verabreicht wird, ändert sich der Schlafrhythmus, der Mensch kann dann eine Stellung sehr lange einhalten. Falsch ist es auch, eine besondere Körperlage beim Schlaf zu empfehlen, da man ja darüber gar keine Kontrolle besitzt. Man kann sich allerdings daran gewöhnen, in einer bestimmten Körperlage einzuschlafen. In einem solchen Fall wird man dann — und das hat wohl schon jeder an sich selbst beobachtet — in einer ungewohnten Lage kaum den erhofften Schlaf finden.

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 2. Abfall. 7. Wasserfahrzeug. 8. Laubbaum. 9. Einteilungsbegriff. 11. Ansiedlung. 13. Farbton. 14. Fürwort. 16. Körnerfrucht. 18. Staatshaus. 19. Alpengruppe. 20. Deutscher Admiral †. 22. Gesenk. 24. Teil der Einfriedigung. 25. Rüstform. 27. Geländeform. 28. Stadt am Bober. 30. Haustier. 31. Italienische Provinz. 32. Frauenname.

Senkrecht: 1. Zeitabchnitt (Plural). 2. Nebenfluß des Rheins. 3. Vogel. 4. Eile. 5. Bündnis. 6. Nordische Göttin. 10. Tag der Woche. 11. griechische Sagen-gestalt. 12. Fluß in Italien. 14. Volksgemeinschaft. 15. Hunnen-lönig. 17. Gewässer. 18. Räumlicher Begriff. 21. Postge-bühr. 23. Bekanntes französisches Gefängnis. 25. Männlicher Vorname. 26. Gebirgsübergang. 28. wie 17. senkrecht. 29. Verneinung.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 308:
Waagrecht: 1. Beso. 4. Salm. 7. Ober. 8. Ejan. 9. Tasse. 11. Art. 13. Spa. 14. Kal. 16. Ur. 17. Granate. 18. Ohr. 20. Ger. 21. Me. 24. Agnes. 26. Geld. 27. Ume. 28. Arie. 29. Drau. — **Senkrecht:** 1. Pola. 2. Eber. 3. Ort. 4. See. 5. Lava. 6. Mull. 10. Spanien. 12. Tiger. 14. Arena. 15. Irr. 16. Ute. 18. Olga. 19. Heer. 22. Lima. 23. Efeu. 24. Ude. 25. Sud.